

BORIS AKUNIN  
Pelagia und die weißen Hunde

## *Buch*

Russland im ausgehenden 19. Jahrhundert: In Sawolshsk, einem kleinen russischen Provinzstädtchen, lebt und wirkt Ordensschwester Pelagia, eine aufgeweckte junge Frau, die ein für ihren Berufsstand seltenes Talent hat: Sie ist außergewöhnlich kriminalistisch begabt. So ist es kein Zufall, dass sich Pater Mitrofani, der Bischof der örtlichen orthodoxen Gemeinde, mit einer etwas ungewöhnlichen Bitte an sie wendet. Die Generalswitwe Marja Afanassjewna ist außer sich, weil man einen ihrer Hunde vergiftet hat. Bei dem Tier handelt es sich um eine weiße Bulldogge, eine sehr seltene und wertvolle Rasse, und so macht sich Pelagia auf zum Landsitz der reichen alten Dame, um den seltsamen Vorgängen auf den Grund zu gehen. Pelagias Ankunft am Ort des Verbrechens fällt mit der Anreise eines anderen Gasts zusammen: Wladimir Bubenzow, Gesandter der Petersburger Kirchenbehörde. Dieser hat einen anderen Fall aufzuklären – den grausamen Mord an zwei unbekanntenen Personen, deren enthauptete Leichen man ganz in der Nähe aus einem Fluss geborgen hat. Pelagia ahnt, dass es zwischen den gespenstischen Todesfällen eine geheime Verbindung gibt ...

## *Autor*

Boris Akunin ist das Pseudonym des 1956 geborenen Moskauer Philologen, Kritikers und Essayisten Grigori Tschchartischwili. Seit einigen Jahren schreibt er als Boris Akunin historische Kriminalromane, die in Russland außergewöhnlich populär sind. Den Auftakt bildete die Serie um den Ermittler Fandorin, die mit sieben Bänden mittlerweile abgeschlossen ist. Seit kurzem erscheint im Rahmen seines Projekts »Kriminalromane aus der Provinz oder die Abenteuer von Schwester Pelagia« eine zweite Reihe von Romanen um die kluge und gewitzte Nonne Pelagia, die in der russischen Provinz des 19. Jahrhunderts mit unkonventionellen Methoden Verbrechen aufklärt. Boris Akunin genießt heute in Russland geradezu legendäre Popularität, und auch seine deutsche Fangemeinde wächst mit jedem Tag.

Boris Akunin

---

Pelagia und die  
weißen Hunde

Roman

Aus dem Russischen von  
Renate und Thomas Reschke

**GOLDMANN**

Die Originalausgabe erschien 2000 unter dem Titel  
Пелагия и белый бульдог  
bei Sacharow, Moskau

*Umwelthinweis*

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches  
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2003

Copyright © 2000 by Boris Akunin

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

First published by AST Publishers, Moscow, Russia

and Edizioni Frassinelli, Milan, Italy

All Rights Reserved

Published by arrangement with Linda Michaels Limited,

International Literary Agents

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: TIB

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: Elsnerdruck, Berlin

Verlagsnummer: 45479

Redaktion: Ellinor Düsterhöft

JE · Herstellung: Max Widmaier

Made in Germany

ISBN 3-442-45479-4

www.goldmann-verlag.de

*Mit Liebe für N.S. und T.G.*



ERSTER TEIL

**Hütet euch vor den Hunden**



## Saguljais Tod

Ich muss euch aber sagen, dass unsere Stadt um den sechsten August, zur Apfelweihe, wenn der Himmel sich vom Sommer zum Herbst hinüberneigt, gewöhnlich einem wahren Ansturm von Zikaden ausgesetzt ist, so dass man nachts nicht schlafen kann, und wenn man noch so müde ist – so laut schallt das Gezirpe von allen Seiten, die Sterne sinken tief herab, und der Mond hängt ohnehin so dicht über den Glockentürmen, dass er Ähnlichkeit gewinnt mit unserem berühmten Sauerrahmapfel, den die Kaufleute der Stadt auch an den Zarenhof liefern und sogar auf europäischen Ausstellungen zeigen. Hätte jemand aus den Himmelsphären, von wo die nächtlichen Gestirne herabstrahlten, einen Blick auf die Stadt *Sawolshsk* werfen können, so würde sich ihm wohl das Bild eines Zauberreichs geboten haben: der träge glitzernde Fluss, die blinkenden Dächer, das Flimmern der Gaslaternen, und über all dem vielgestaltigen Lichterspiel schwebt der silberne Klang des Zikadenchors.

Aber nun zu Bischof Mitrofani. Die Natur wurde soeben nur erwähnt, um zu erklären, warum es in solch einer Nacht nicht leicht war einzuschlafen, selbst für einen gewöhnlichen Menschen, dem weniger Sorgen aufgebürdet waren als dem Bischof. Nicht umsonst behaupteten Übelwoller, die jeder hat, den würdigen Seelenhirten nicht aus-

genommen, dass nicht der Gouverneur Anton Antonowitsch von Gaggenau, sondern der Bischof der wahre Regent unserer ausgedehnten Region sei.

Nun ja, ausgedehnt ist sie, aber nicht eben dicht bevölkert. Die einzige richtige Stadt ist wohl Sawolshsk, und die übrigen, auch die Kreisstädte, präsentieren sich als ausladende Kirchdörfer mit einem Häuflein steinerner Amtsgebäude rund um den einzigen Platz, einer kleinen Kathedrale und hundert bis zweihundert Blockhäusern mit Blechdächern, die aus irgendwelchen Gründen bei uns von alters her grün gestrichen sind.

Aber auch die Gouvernmenthauptstadt ist nicht gerade ein Babylon – in der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, hatte sie dreiundzwanzigtausendfünfhundertelf Bürger beiderlei Geschlechts. Allerdings würde die Einwohnerschaft in der Woche nach Christi Verklärung, falls bis dahin niemand verschied, um zwei weitere Seelen anwachsen, denn die Ehefrau des Leiters der Gouvernmentkanzlei Stops sowie die Kleinbürgerin Safulina waren in anderen Umständen, die Letztere nach einhelliger Meinung sogar schon über die Zeit.

Die Gepflogenheit, die Bevölkerung genau zu registrieren, war erst vor kurzem von der jetzigen Macht eingeführt worden, und das auch nur in den Städten. Wie viele Leutchen in den Wäldern und Sümpfen hausten, mochte Gott allein wissen, wer sollte die schon zählen. Vom Fluss bis zum Uralgebirge zog sich über Hunderte Werst undurchdringliche Wildnis hin. Darin gab es Einsiedeleien von Altgläubigen sowie Salzsiedereien, und an den Ufern der tiefen dunklen Flüsse, die zumeist namenlos waren, lebte der Stamm der Syten, ein friedliches und folgsames Volk ugrischer Abstammung.

Die einzige Erwähnung der schon uralten Existenz un-

seres unbedeutenden Gebiets steht in dem »Nishni Nowgoroder Lesebuch«, einer Chronik aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dort ist die Rede von einem Mann aus Nowgorod namens Ropscha, welchen in den hiesigen Wäldern »wilde kahlbäuchige Heiden weggefangen« und ihm als Opfergabe für ihren steinernen Götzen Schischiga den Kopf abgetrennt hatten, woraufhin, wie der Chronist zu erläutern für nötig hält, »selbiger Ropscha verstorben und verdorben und ohne Haupt beerdigt worden«.

Aber das war in fernen, mythischen Zeiten. Gegenwärtig ist es bei uns schön und still, an den Landstraßen wird niemand ausgeraubt, auch nicht totgeschlagen, und selbst die Wölfe in den hiesigen Wäldern sind wegen des Überflusses an Getier sichtbarlich dicker und träger als in den anderen Gouvernements. Uns geht es gut, Gott gebe das allen. Und was das Murren der Übelwoller betrifft, so wollen wir die Frage, wer der wahre Regent der Region Sawolshsk sei, der Bischof Mitrofani, der Gouverneur Anton von Gaggenau, die überaus klugen Berater des Gouverneurs oder gar seine Gattin Ljudmila Platonowna, lieber unbeantwortet lassen, da sie uns nichts angeht. Wir sagen nur, dass der Bischof in Sawolshsk erheblich mehr Verehrer und Verbündete hat als Feinde.

Im Übrigen haben diese Letzteren in jüngster Zeit im Zusammenhang mit gewissen Ereignissen Mut gefasst und das Haupt erhoben, was Mitrofani zusamt dem irrsinnigen Zikadengezirpe weitere Gründe für die Schlaflosigkeit lieferte. Und so furchte er die hohe Stirn in drei Längsfalten, so runzelte er die dichten schwarzen Augenbrauen.

Gut sah er aus, der Sawolshsker Bischof, sein Gesicht war nicht nur ebenmäßig, sondern richtig schön, wie es nicht einem Seelenhirten anstand, sondern eher einem alt-russischen Fürsten oder einem byzantinischen Heerführer.

Er hatte langes graues Haar, sein ebenfalls langer seidiger Vollbart war noch zur Hälfte schwarz, und sein Schnurrbart hatte kein einziges silbriges Haar. Sein Blick war scharf, zumeist sanft und klar, aber umso fürchterlicher, wenn er sich vor Zorn trübte oder Blitze schleuderte. In solchen bösen Momenten waren die strengen Falten längs der Backenknochen und die Krümmung der großen, rassistigen Adlernase deutlicher ausgeprägt. Der Bischof hatte eine voll tönende Basstimme, die für ein herzliches Gespräch ebenso taugte wie für eine flammende Predigt und für eine staatsmännische Rede auf der Versammlung des Heiligen Synod.

In jungen Jahren hatte Mitrofani eine asketische Lebensweise gepflegt. Er hatte einen härenen Priesterrock getragen, sein Fleisch durch unablässiges Fasten abgetötet und soll sogar unterm Hemd eiserne Ketten geschleppt haben, aber von derart rauen Eigenarten hatte er sich längst abgewandt, denn er erachtete sie als eitel, unwesentlich und gar schädlich für die wahre Gottesliebe. Indes er in die Jahre kam und Weisheit gewann, fand er zu Nachsicht gegenüber seinem Fleisch und dem anderer, und in seiner Alltagsgewandung bevorzugte er nun Leibbröcke aus dünnem Tuch von dunkelblauer oder schwarzer Farbe. Gelegentlich, wenn die bischöfliche Autorität es erforderte, hüllte er sich in eine lila Soutane aus kostbarstem Samt und ließ die Paradekutsche mit sechs Pferden spannen, und auf dem hinteren Wagentritt mussten zwei stattliche bärtige Diener stehen, in betressten grünen Kutten, die wie Livreen aussahen.

Es fanden sich natürlich auch welche, die den Bischof insgeheim wegen seiner sybaritischen Neigungen und seiner Vorliebe für Prunk rügten, aber selbst sie verurteilten ihn nicht zu streng, eingedenk seiner hohen Abstammung,

denn Mitrofani war von klein auf an Luxus gewöhnt und maß ihm daher keine große Bedeutung bei – *er geruhete nicht, ihn wahrzunehmen*, wie sein Schriftführer, Vater Serafim Usserdow, es ausdrückte.

Geboren war der Bischof von Sawolshsk in einer angesehenen Höflingsfamilie, er absolvierte das Pagenkorps und kam von dort zur Gardekavallerie (das war noch unter der Herrschaft von Zar Nikolaus Pawlowitsch). Er führte das für die jungen Leute seiner Kreise übliche Leben, und wenn er sich durch irgendetwas von seinen Altersgenossen unterschied, so allenfalls durch einen gewissen Hang zum Philosophieren, was übrigens bei gebildeten und feinsinnigen Jünglingen nicht gar so selten ist. Im Regiment galt der »Philosoph« als guter Kamerad und ordentlicher Kavallerist, die Vorgesetzten liebten und förderten ihn, und mit dreißig wäre er womöglich schon zum Oberst aufgerückt, doch da begann der Krimkrieg. Gott weiß, was für Erleuchtungen dem späteren Sawolshsker Bischof in seiner ersten Kampfhandlung, einem Reiterscharmützel bei Balaklawa, kamen, doch nachdem er von der Säbelwunde genesen war, mochte er keine Waffe mehr in die Hand nehmen. Er quittierte den Dienst, nahm Abschied von seinen Angehörigen und war alsbald auf Probezeit in einem weit abgelegenen Kloster. Doch auch jetzt noch, besonders wenn Mitrofani anlässlich eines der zwölf Hauptfeiertage in der Kirche eine Messe las oder wenn er einer Konsistorialversammlung präsierte, war gut vorstellbar, wie er seinen Ulanen schallend zurief: »Schwadron, Säbel frei! Marsch, marsch!«

Ein außergewöhnlicher Mensch bewährt sich auf jedem Tätigkeitsfeld, und Mitrofani verblieb nicht lange in der Anonymität des weit abgelegenen Klosters. War er früher der jüngste Schwadronskommandeur einer leichten Ka-

valleriebrigade gewesen, so war er jetzt der jüngste orthodoxe Bischof. Er wurde zuerst als Vikar, dann als Oberpriester des Gouvernements zu uns nach Sawolshsk geschickt, und er legte so viel Weisheit und Eifer an den Tag, dass er alsbald auf einen hohen Kirchenposten in die Hauptstadt berufen wurde. Viele sagten ihm für die nahe Zukunft schon die hohe weiße Metropolitenskappe voraus, doch er verblüffte alle, indem er wieder von der glatt gefahrenen Straße abbog, um Rückkehr in unsere Einöde bat und nach langen Überredungsversuchen, zur Freude der Sawolshsker, in Frieden entlassen wurde, um nie wieder diesen bescheidenen Bischofssessel fern der Hauptstadt zu verlassen.

Aber was heißt schon fern. Es ist ja altbekannt: je ferner der Hauptstadt, desto näher zu Gott. Und die Hauptstadt, die hoch sitzt und weit sieht, sie reicht auch tausend Werst weit, wenn ihr solch ein Einfall in den Sinn kommt.

Und solch ein Einfall war schuld, dass der Bischof diese Nacht nicht schlief, sondern missvergnügt dem zuwideren Crescendo der Zikaden lauschte. Die hauptstädtische Phantasie hatte ein Gesicht und einen Namen: Synodalinspektor Bubenzow. Und Mitrofani, indes er erwog, wie diesem ränkesüchtigen Herrn beizukommen sei, wälzte sich auf dem weichen Bett aus Entendaunen zum hundertsten Mal von einer Seite auf die andere, ächzend, seufzend, auch stöhnend.

Die altertümliche Lagerstatt im bischöflichen Schlafgemach stammte noch aus Elisabeths Zeiten: Vier Säulen trugen einen Baldachin in Form des Sternenhimmels. In der erwähnten Zeit seiner Askese hatte Mitrofani auch auf Stroh und kahlen Brettern vorzüglich geschlafen, bis er zu dem Schluss gelangte, dass die Abtötung des Fleisches dumm und sinnlos sei, nicht dazu habe es der HERR nach

SEINEM Bilde geschaffen, auch zieme es dem Bischof nicht, den ihm untergebenen Klerikern selbstquälerische Strenge aufzuzwingen, nach der die Seele das Bedürfnis nicht habe und zu der die Kirchenordnung nicht verpflichtete. In seinen reifen Jahren neigte Mitrofani immer mehr zu der Ansicht, dass die wirklichen Prüfungen dem Menschen nicht im physiologischen, sondern im geistigen Bereich auferlegt würden und dass die Kasteiung des Körpers keineswegs immer die Rettung der Seele nach sich ziehe. Darum waren die bischöflichen Gemächer nicht schlechter ausgestattet als das Haus des Gouverneurs, die Tafel im Speisezimmer war unvergleichlich erlesener, und der Apfelfgarten war der schönste in der ganzen Stadt, mit Lauben, Rotunden und sogar einem Springbrunnen. Friedlich war es da, schattig, inspirierend, und wenn auch die Übelwoller tuschelten – lass sie reden, sie reden über jeden.

Mit dem tückischen Spürhund Bubenzow müsste man es so machen, überlegte der Bischof. Als Erstes nach Petersburg schreiben, an Konstantin Petrowitsch, und ihm die Machenschaften seines bevollmächtigten Nuntius schildern, auch ihm ausmalen, welche Schäden der Kirche dadurch drohten. Der Oberprokurator war ein kluger Mann, vielleicht schenkte er dem Gehör. Aber ein Schreiben allein genügte nicht, man musste die Gouverneursgattin Ljudmila Platonowna zu einem Gespräch bitten, um ihr ins Gewissen zu reden. Sie war eine gutherzige, redliche Frau und würde sich gewiss besinnen.

So käme alles ins Lot. Ganz einfach.

Aber auch nachdem ihm leichter ums Herz geworden war, floh ihn der Schlaf weiterhin, und das lag nicht am Vollmond und nicht an den Zikaden.

Da Mitrofani seine Natur kannte und ihren Mechanismus bis ins Letzte zu ergründen gewohnt war, sann er nun

darüber nach, was für ein Wurm an ihm nagte und den Verstand hinderte, sich in die Wolke des Schlafs zu hüllen. Woran lag das?

War es etwa das kürzliche Gespräch mit der wunderlichen Novizin von adligem Stand, der er die Einkleidung als Nonne verweigert hatte? Er hatte nicht drum herumgeredet, sondern ihr ins Gesicht gesagt: »Was Sie brauchen, meine Tochter, ist nicht der Süße Himmelsbräutigam, machen Sie sich nichts vor. Sie brauchen einen ganz gewöhnlichen Bräutigam, einen Beamten oder besser einen Offizier. Mit Schnurrbart.« Das hätte er natürlich nicht sagen sollen. Die Folge waren Hysterie und zermürbend lange Widerworte. Na gut, das war eine Lappalie. Was gab es noch?

Er musste einen unangenehmen Entschluss fassen, der den Vater Wirtschaftler des Epiphanienklosters betraf. Der Missetäter war wegen Trunkenheit und wegen unzüchtiger Besuche bei Frauen liederlichen Wandels zur Entlassung aus dem Kloster und zur Rückstufung in den ursprünglichen Rang verurteilt worden. Jetzt war noch der Schreibkram zu erledigen – Briefe an Seine Eminenz den Metropolitan und an den Synod. Aber das war Routine und nicht der Grund für die innere Unruhe.

Mitrofani dachte weiter nach, spielte wie in der Kindheit »heiß« und »kalt« und erkannte plötzlich: Der Brief von seiner Tante, der Generalswitwe Tatitschewa, das war die wunde Stelle. Er wunderte sich, aber das Herz bestätigte sogleich – »heiß«, das war es. Eine Dummheit, so schien es, aber in der Seele war ein Ziehen. Ob er ihn noch einmal las?

Er setzte sich auf, zündete die Kerze an, klemmte den Kneifer auf die Nase. Wo war er, der Brief? Da, auf dem Tischchen.

»Mein lieber Mischenka«, schrieb die alte Marja Tatischewa, die ihren Neffen nach alter Gewohnheit bei seinem längst vergessenen weltlichen Vornamen nannte, »bist du gesund? Hat dich die verfluchte Gicht losgelassen? Legst du auch immer Kohlblätter auf, wie ich dich heißen? Mein Apollon Nikolajewitsch selig hat immer gesagt, dass ...« Es folgte eine ausschweifende Beschreibung der Wunder wirkenden Eigenschaften des Gemüsekohls; der Bischof überflog ungeduldig die gleichmäßigen Zeilen. Seine Augen stießen auf einen unangenehmen Namen. »Wladimir Lwowitsch Bubenzow hat mich wieder besucht. Was wird nicht alles über ihn zusammengelogen: Er wäre ein Gauner oder gar ein Verbrecher. Dabei ist er ein prächtiger junger Mann, und er gefällt mir. Geradezu, ohne Dünkel, und versteht etwas von Hunden. Hast du gewusst, dass er durch die Strjochnins mit mir verwandt ist? Meine Oma Adelaida Sekandrowna war in zweiter Ehe ...« Nein, das war's nicht, weiter.

Aha, da: »Aber all das hat mit der Sache nichts zu tun, und ich schreibe es nur, weil ich aus Herzensschwäche zögere, zum Wichtigsten zu kommen. Sowie ich dazu ansetze, fließen die Tränen in zwei Bächlein, meine Hand zittert, und mir wird kalt in der Brust. Mischenka, ich schreibe dir nicht von ungefähr. Ich habe großen Kummer, und nur du wirst mich verstehen, die anderen werden höchstens ein Gelächter anstimmen und sagen, jetzt hat die dumme alte Gans vollends den Verstand verloren. Ich wollte schon selber zu dir kommen, aber die Kraft reicht nicht, obwohl es ja gar nicht weit ist. Ich liege darnieder und weine, weine. Du weißt, wie viele Jahre, wie viel Kraft und wie viel Mittel ich aufgewendet habe, um das Werk zu Ende zu führen, dem Apollon Nikolajewitsch sein Leben geweiht hatte.« (Hier schüttelte der Bischof den Kopf, denn zu dem Werk,

dem sein Onkel sein Leben geweiht hatte, verhielt er sich skeptisch.) »So erfahre denn, mein Freund, was für eine Missetat sich auf meinem Gut Drosdowka zugetragen hat. Irgendein Widersacher, einer von meinen Leuten wohl, hat Saguljai und Sakidai Gift ins Futter gestreut. Sakidai ist jünger, den habe ich mit Brechweinstein kuriert, aber Saguljai ist gestorben. Die ganze Nacht hat er gelitten, sich hin und her geworfen, hat Tränen geweint wie ein Mensch und mich kläglich angeguckt, als ob er sagen wollte: Rette mich, Mütterchen, du bist meine ganze Hoffnung. Ich konnte ihn nicht retten. Gegen Morgen hat er jämmerlich aufgeschrien, ist auf die Seite gesunken und hat den Geist aufgegeben. Ich habe das Bewusstsein verloren und habe drei Stunden gelegen, dann kam der Doktor aus der Stadt. Jetzt liege ich im Bett und bin ganz schwach vor Angst. Denn das ist eine Verschwörung, Mischenka, eine böartige Verschwörung. Jemand will meine Tierchen umbringen und damit auch mich alte Frau. Bei Gott dem Allerhalter flehe ich dich an, komm her. Nicht um mir als Seelenhirt Trost zu spenden, das brauche ich nicht, sondern zum Ermitteln. Alle sagen, du hast die Gabe, jeden Übeltäter zu durchschauen und jede verbrecherische Intrige aufzuklären. Gibt es eine schlimmere Untat als diese? Komm her und rette mich, und ich werde ewig deine Anbeterin sein und in meinem Testament ein reiches Vermächtnis aussetzen, für eine Kirche oder ein Kloster oder auch für die Waisenkinder.« Am Schluss des Briefes wechselte die Tante vom verwandtschaftlichen Ton ins Respektvolle, Offizielle: »Mich Ihrer väterlichen Aufmerksamkeit und Ihren bischöflichen Gebeten empfehlend und Ihren Segen erfliehend, verbleibe ich Eurer Bischöflichen Gnaden ergebene Magd Marja Tatistschewa.«

An dieser Stelle scheint eine Erklärung zu der Gabe an-

gebracht, von der die Generalswitwe schreibt und die einer geistlichen Person im Bischofsrang nicht so recht zu Gesicht steht. Nichtsdestoweniger besaß Mitrofani neben erhabenen Vorzügen auch das selten anzutreffende wertvolle Talent, komplizierte Rätsel zu entwirren, namentlich solche mit verbrecherischem Hintergrund. Man kann sogar sagen, er hatte eine richtige Leidenschaft für solche Akrobatik des Verstandes, und es war mehrmals vorgekommen, dass Polizeibehörden, sogar aus den angrenzenden Gouvernements, bei einer verwickelten Untersuchung respektvoll seinen Rat einholten. Auf diesen seinen Ruhm war der Bischof von Sawolshsk insgeheim sehr stolz, wenngleich nicht ohne Gewissensbisse – erstens weil dieser Stolz zweifellos zur Kategorie der eitlen Ruhmsucht zählte, und zweitens aus noch einem Grund, den nur er selbst kannte und noch eine Person, darum verschweigen wir ihn.

Die Bitte der Tante, zu ihr aufs Gut zu eilen, um die Umstände des Todes von Saguljai aufzuklären, hatte den Bischof am Abend, beim ersten Lesen des Briefes, belustigt. Auch jetzt, beim nochmaligen Lesen, dachte er: Mumpitz, die Grillen einer alten Frau. Sie wird ein paar Tage liegen bleiben und wieder aufstehen.

Er löschte die Kerze und legte sich hin, aber ihm war nicht wohl ums Herz. Er versuchte, für die Genesung der Tante zu beten, denn bekanntlich gelangt ein Gebet bei Nacht leichter zu Gott. Auch der heilige Slatoust\* schreibt ja, dass Gott der Herr gnädiglich nächtliche Gebete erhört, »wenn du weinst, derweil die meisten Menschen schlummern«.

Aber sein Gebet kam nicht von Herzen, es war wie Pa-

\* Slatoust – altrussische Sammlung von Texten moralisch-belehrenden Inhalts, hauptsächlich von Werken des Ioann Slatoust (347–407). D.Ü.

pageiengeschwätzt, und solche Gebete galten ihm nichts. Er auferlegte auch niemandem Gebete als Buße, das hielt er für Lästerung. Ein Gebet ist kein Gebet, wenn es nur aus dem Munde geht, ohne das Herz zu berühren.

Na schön, soll Pelagia hingehen, beschloss Mitrofani. Soll sie herausfinden, was da mit dem verwünschten Sagu-ljai geschehen ist.

Sogleich wurde ihm leichter ums Herz, die Zikaden quälten ihn nicht mehr mit ihrem vielstimmigen Gesäße, sondern lullten ihn ein, und der Mond stach nicht mehr in die Augen, sondern wusch das Gesicht wie mit warmer Milch. Mitrofani schloss die Lider, die Stirn glättete sich. Er schlief ein.

Am Morgen wurden in der Hauskirche anlässlich des Festes der Verklärung Christi, das auch Apfelweihe genannt wird, die Früchte gesegnet. Dieses Kirchenfest, nicht das größte der zwölf, liebte Mitrofani für seine Frische und gottgefällige Leichtigkeit. Er selbst hielt keinen Gottesdienst ab, sondern stand hinten auf dem bischöflichen Podest, von wo er einen besseren Blick hatte auf die mit Äpfeln geschmückte Kirche, auf die zahlreichen Kirchenbesucher und auf die Priester und die Diakone in ihrem »Apfelornat« – hellblau mit Gold, bestickt mit Früchte- und Laubmotiven. Die Sänger des berühmten bischöflichen Chors gingen von zwei Seiten aufeinander zu und schmetterten ihren Gesang, und zwar so, dass der schwere Kristalllüster unter dem weißen Gewölbe mit seinen bunt schillernden Anhängern klingelnd erbebte. Vater Amfiteatrow begann die Äpfel zu weihen: »Herr unser Gott, du erlaubst denen, so an dich glauben, deine Schöpfungen zu nutzen, so segne denn die hier liegenden Früchte mit deinem Wort ...«

Der Gottesdienst zum Apfelfest dauert nicht lange und stimmt freudig. Die Kirche duftet frisch und fruchtig, denn alle haben Körbe mitgebracht, um die Äpfel besprengen zu lassen. Neben Mitrofani stand auf einem Tischchen eine Silberschale mit großen roten Ananasäpfeln aus dem Garten des Bischofs – saftig, süß, aromatisch. Und es war eine besondere Auszeichnung und ein Zeichen der Gewogenheit, einen solchen Apfel von ihm geschenkt zu bekommen.

Mitrofani schickte einen Klosterdiener zum linken Chor, wo sittsam in einer Reihe die Nonnen standen, denen auferlegt worden war, in der bischöflichen Mädchenschule zu unterrichten. Der Abgesandte flüsterte der Vorsteherin, der langen hageren Schwester Christina, ins Ohr, der Bischof wolle den Nonnen Äpfel schenken, worauf sie sich umdrehte und sich dankbar verneigte. Zu ihrer Rechten (von hinten nicht gleich zu erkennen) stand Schwester Emilia, die Arithmetik, Geographie und weitere Wissenschaften unterrichtete. Die nächste war die hüftlahme Schwester Olimpiada, zuständig für Religion. Dann folgten zwei gleich aussehende krummrückige Schwestern, Amwrossia und Apollinaria, die niemand auseinander halten konnte; die eine lehrte Grammatik und Geschichte, die andere Handarbeiten. Die letzte in der Reihe, schon an der Wand, war die kleine, zierliche Schwester Pelagia (Literatur und Gymnastik). Diese nun war mit niemandem verwechselbar: Ihr Schleier war ein wenig verrutscht, eine rötliche Haarsträhne schaute heraus, für eine Nonne schändlich und unzulässig, und schimmerte in einem Sonnenstrahl wie Bronze.

Mitrofani seufzte und fragte sich wieder einmal, ob er sich nicht geirrt hatte, als er Pelagia seinerzeit zur Nonnenweihe seinen Segen erteilt hatte. Er hatte gar nicht an-

ders gekonnt, denn das Mädchen war hindurchgegangen durch großes Leid und schwere Prüfungen, denen nicht jede Seele standgehalten hätte, aber gar zu wenig nonnenhaft war ihr Benehmen: übermäßig lebhaft, quirlig, neugierig und nicht eben sittsam in ihren Bewegungen. Du alter Esel bist doch genauso, schalt sich der Bischof und seufzte wieder, noch betrübter.

Als die Nonnen sich aufstellten, um vom Bischof je einen Apfel zu empfangen, machte er feine Unterschiede: Der einen reichte er die Hand zum Kusse, der anderen strich er sacht über den Kopf, der dritten lächelte er einfach zu, doch mit der letzten, Pelagia, kam es zu einem Zwischenfall. Ungeschickt, wie sie war, trat sie dem Bischof auf den Fuß, prallte mit einer Entschuldigung zurück, warf dabei die Hand hoch und stieß mit dem Ellbogen gegen die Silberschale. Es polterte, die Schale klirrte gegen den Steinfußboden, die roten Äpfel kullerten erfreut nach allen Seiten, und die Bengels aus der geistlichen Schule, denen gar nichts zustand, weil sie Frechdachse und Wildfänge waren, schnappten sich die Ananasäpfel und ließen nichts übrig für die Würdigen, Verdienten, die hinter Pelagia warteten, dass sie an die Reihe kämen. So ging das immer mit ihr, sie war keine Nonne, sondern ein sommersprossiges Missverständnis.

Mitrofani mümmelte, verzichtete aber auf einen Verweis, denn es war im Gotteshaus und an einem Kirchenfest.

Er sagte nur, indes er sie segnete:

»Bedeck die Strähne, das gehört sich nicht. Und komm in die Bibliothek, ich will mit dir sprechen.«

»Ein Esel bildete sich ein, er wäre ein Traber – er blähte die Nüstern und schlug mit dem Huf die Erde.« (So begann